

Thomas F. Lüscher

GedankenMedizin

Heilkunst zwischen Philosophie, Wirtschaft und Wissenschaft –

Von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert

Thomas F. Lüscher

GedankenMedizin

Heilkunst zwischen Philosophie, Wirtschaft und Wissenschaft –
Von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert

Mit einem Gleitwort von Peter von Matt

Professor Thomas F. Lüscher, FRCP

Klinik für Kardiologie
HerzKreislaufZentrum
UniversitätsSpital Zürich
HOER B 1
Rämistr. 100
8091 Zürich
SCHWEIZ

ISBN 978-3-642-00387-5 Springer Medizin Verlag Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland vom 9. September 1965 in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtsgesetzes.

Springer Medizin Verlag

springer.de

© Springer Medizin Verlag Heidelberg 2010

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Produkthaftung: Für Angaben über Dosierungsanweisungen und Applikationsformen kann vom Verlag keine Gewähr übernommen werden. Derartige Angaben müssen vom jeweiligen Anwender im Einzelfall anhand anderer Literaturstellen auf ihre Richtigkeit überprüft werden.

Planung: Hinrich Küster

Projektmanagement: Gisela Zech, Meike Seeker

Lektorat: Kerstin Barton, Heidelberg

Layout und Einbandgestaltung: deblik Berlin

Satz: Fotosatz-Service Köhler GmbH – Reinhold Schöberl, Würzburg

SPIN: 12626007

Gedruckt auf säurefreiem Papier

2126 – 5 4 3 2 1 0

Man könnte die Menschen in zwei Klassen abteilen;
in solche, die sich auf eine Metapher verstehn und
2) solche, die sich auf eine Formel verstehn.
Deren, die sich auf beides verstehn,
sind zu wenige, sie machen keine Klasse aus¹.
Heinrich von Kleist

¹ Heinrich von Kleist: Über das Marionettentheater. Aufsätze und Anekdoten. Insel Verlag, Frankfurt am Main, 1980, S. 41.

Geleitwort von Peter von Matt

Dieses Buch stammt aus der Kernzone der modernen Medizin. Sein Verfasser ist Ordinarius an der Universität Zürich, steht dem Departement für Innere Medizin vor und leitet die Klinik für Kardiologie am Universitäts-spital. Er forscht, er lehrt, und er behandelt Kranke. Täglich sieht er die Gesichter der Leidenden, täglich verfolgt er die weltweite Forschung, an der er selbst maßgeblich beteiligt ist. Die Kluft zwischen Theorie und Praxis existiert für ihn nicht. Das beschädigte Herz des einzelnen Menschen betrachtet er sogleich im Zusammenhang mit den weltweiten Bemühungen um neue Heilmethoden; die Nachrichten von wissenschaftlichen Innovationen auf seinem Gebiet kann er nicht trennen von der Begegnung mit den Patienten hier und heute. Verstrickt in die harte Arbeit des Tages, sucht er stets den Blick aufs Ganze.

Das ist nicht selbstverständlich. Die wachsende Spezialisierung der Wissenschaften führt zwar zu atemberaubenden Fortschritten, droht aber auch, die einzelnen Forscher immer mehr abzuschotten. Nicht nur die Fakultäten, auch die einzelnen Disziplinen und ihre Unterabteilungen entwickeln eigene Fachsprachen, deren zunehmende Differenziertheit im Innern die Kommunikation nach außen im gleichen Maße erschwert. Wissenschaftler, die noch vor einer Generation Fachkollegen waren, arbeiten heute in getrennten Welten. Das ist nicht nur ein wissenschaftliches, das ist auch ein gesamtgesellschaftliches Problem. Vielen Menschen wird das Auseinanderdriften der Fächer unheimlich. Den triumphalen Einzelerfolgen steht ein Defizit an übergreifenden Zusammenhängen und für alle verbindlichen Sinnstrukturen gegenüber. Da nützt es wenig, wenn man Ethikkommissionen bestellt, welche die Spezialisierung kompensieren sollen. Sie können ja ihrerseits nicht aus den abgesteckten Bereichen ihres eigenen wissenschaftlichen Herkommens heraus. Dadurch wächst die Gefahr, dass pseudowissenschaftliche Gesamtentwürfe von Eiferern auftauchen, die sich zwischen Dilettantismus und Scharlatanerie, naiver Gläubigkeit und ökonomischer Berechnung bewegen, mit Sinnversprechen hausieren und Heilerwartungen wecken. Nur allzu gerne verteufeln diese dann die strenge Wissenschaft als seelenlos und unmenschlich. Dies kann auch politische Folgen haben. Es kann sich in Volksentscheiden niederschlagen und

zur offiziellen Anerkennung der blanken Kurpfusche-rei führen.

In dieser Situation sind Bücher wie das vorliegende von brennender Notwendigkeit. Der Arzt und Forscher Thomas F. Lüscher nimmt für sich selbst und die Öffentlichkeit eine Standortbestimmung vor, die von den Urfragen der Philosophie bewegt ist: Was können wir wissen? Was sollen wir tun? Was dürfen wir hoffen? Aber er beginnt nicht zu philosophieren, indem er seine Klinik verlässt, sein fachspezifisches Wissen beiseite legt und so tut, als könnte man außerhalb der Bedingungen seines Berufes und seiner Lebensarbeit in einem angeblich freien Raum denken. Diesen freien Raum gibt es nicht. Wer den Blick auf das Ganze will, darf nicht auf die hohen Berge steigen, so schön es dort auch ist, er muss es vielmehr von dem Platz aus tun, an dem er täglich steht. Er muss zuerst die eigene Arbeit bedenken, den Ort seiner höchsten Kompetenz, und von diesem gesicherten Standpunkt aus die Weltzusammenhänge studieren, die sich hier aus allen Richtungen schneiden. Lüscher betreibt diese Reflexion mit faszinierender Konsequenz. Er kommt dem Leser nicht mit ewigen Wahrheiten, von denen er dann ableitet, was ihm gerade so passt. Das tun jene, die zum Philosophieren auf die hohen Berge steigen. Lüscher ist ein Denker in der Klinik und aus der Klinik heraus. Was immer er sagt, will er von der Erfahrung geprüft wissen. Deshalb kehrt er immer neu zum Jetzt seiner Wissenschaft und seiner Heilkunst zurück. Es ist ein Jetzt, von dem er weiß, dass es in höchstem Maße dynamisch ist. Scheinbar ein ruhender Augenblick, ist es doch in rasender Fahrt begriffen. Diese Fahrt hat vor Jahrtausenden begonnen mit der Zähmung des Feuers und der Beobachtung der Gestirne; wo sie endet, weiß keiner. Vielleicht, Lüscher wagt den Gedanken, ist der nächste epochale Durchbruch der Sieg über den Alterungsprozess des Menschen, der Anfang seiner selbstgeschaffenen Unsterblichkeit.

Das heißt: Dieser Wissenschaftler denkt zivilisationsgeschichtlich. Er versteht die Entwicklung der Menschheit und ihres Planeten wesentlich als die Abfolge der Entdeckungen und Erkenntnisse durch die freigesetzte Vernunft. Aber was er am schärfsten ins Auge fasst, sind die einzelnen Schritte. In ihnen wird die gewaltige Bewegung konkret und also fassbar. In jedem

von ihnen, habe er sich nun vor fünfhundert Jahren in Florenz oder gestern in Los Angeles ereignet, sieht Lüscher einen Spiegel seiner eigenen Arbeit.

Der Einstieg in den großen Erkenntnisweg des Buches, die eigentliche Zündung, ist der Entschluss, nicht nur über die Medizin nachzudenken, sondern die Medizin in ihrem Ursprung als eine Form des Denkens selbst zu begreifen. Das Heilen zu denken, so Lüscher, war immer schon auch ein denkendes Heilen. Nie war die Medizin bloßes Erfahrungswissen, das wie das Schmieden des Eisens oder das Nähen des Leders vom Meister dem Lehrling weitergegeben und von diesem wiederum gelehrt wurde. Immer stand sie im Kontext der ersten und letzten Fragen, die den Menschen umtreiben, seit er das erste Warum? ausgesprochen hat und nicht mehr nachließ, bis er wusste: Darum! Ganz selbstverständlich erscheint so die Geschichte der Medizin, die das Buch in bedrängenden Bildern ausrollt, verwebt und verflochten in die Geschichte des menschlichen Denkens überhaupt.

Weil Lüscher nicht im leeren Raum philosophiert, sondern von der Werkstatt aus, begreift er sich auch nicht als über den Frontlinien der laufenden Debatten stehend. Er positioniert sich und hält seine Stellung, entschlossen und mit diszipliniertem Kampfgeist. Da er sieht und zeigen kann, was seine Wissenschaft von Jahr zu Jahr leistet, welche Errungenschaften die Heilkunst aufzuweisen hat, welchen Kontinent von Leiden, vor kurzem noch unheilbarer Leiden, sie heute besänftigt und beseitigt, zögert er nicht, sich mit leidenschaftlichem Optimismus zum Fortschritt zu bekennen. Insofern ist er ein Aufklärer von klassischem Zuschnitt. Wissenschaft ist für ihn unabdingbar an die Emanzipation vom Mythos geknüpft, an die Befreiung des Menschen von den Denkverboten und Glaubensbefehlen der religiösen Systeme, an den Aufstand gegen deren Instanzen. Den Trost und die Hoffnungen, die die Menschen stets aus ihrem Glauben schöpften, betrachtet er als eine Form der Gedankenmedizin: das Leiden wird erträglich gemacht durch die Vorstellung von einer jenseitigen Erlösung. Ein Liberaler im ursprünglichen Sinn, versteht er Erlösung als Aufgabe der Menschen selbst, nicht zuletzt ihrer Wissenschaften. Das Heil der Welt hängt nicht von unsichtbar lenkenden Mächten ab, sondern ist in die Hand des Menschen gelegt. Der Mensch und niemand sonst ist verantwortlich für die

Weltgeschichte. Was er auf dieser Welt anrichtet, leistet oder unterlässt, ist auch das letzte Urteil über ihn selbst. Wie es der junge Schiller sagte: »Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.«

Man könnte einwenden, dass aller Fortschritt der Wissenschaften es bis heute nicht geschafft hat, den Menschen davon abzuhalten, seinesgleichen zu foltern und zu töten, riesige Armeen zu diesem Zweck zu unterhalten und unentwegt neue Kriege loszutreten. Dass gegen den Killerinstinkt, den Killertrieb, das Killerglück des Homo sapiens bisher kein Mittel gefunden wurde. Und dass es die Wissenschaften selbst sind, die geholfen haben, immer raffiniertere Waffen, immer präzisere Instrumente zum Verstümmeln und Töten zu entwickeln. Was nützen die Erfolge der Medizin, könnte man sagen, wenn die neuen Möglichkeiten der Heilung wettgemacht werden durch die neuen Möglichkeiten der Verletzung und Versehrung? Bedürfte der Planet nicht gerade hier einer grundstürzenden Gedankenmedizin? Thomas F. Lüscher würde das nicht bestreiten. Sein Optimismus ist nicht von der naiven Art. So sieht und schildert er denn auch schonungslos die Irrtümer und Fehlleistungen, die die wissenschaftliche Zivilisation auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte hervorgebracht hat. Er weiß, wie oft die rettende Einsicht den verheerenden Irrtum zur Voraussetzung hatte. Wie oft sie sich zwar dessen Korrektur verdankte, damit aber auch unbestreitbar diesem selbst. Das Buch legt auch dar, dass der Fortschritt keine gestreckte Kette von glanzvollen Errungenschaften ist, sondern vielfach auf krummen Wegen läuft und immer vernetzt bleibt mit den dunklen, zerstörerischen, den triebhaft vernunftwidrigen Seiten des Menschen.

Zu den modernen Demokratien gehört, dass ihre Mitglieder in mannigfacher Weise, direkt oder indirekt, auch über die Wissenschaften entscheiden. Das setzt voraus, dass sie davon etwas verstehen. Die zutreffende Information breiter Schichten der Bevölkerung über das, was in der Wissenschaft und nicht zuletzt in der Medizin geschieht, ist daher unabdingbar. Groß sind nämlich auch die Gefahren gezielter oder fahrlässiger Desinformation. Vor diesem Hintergrund wird die gesellschaftliche Bedeutung von Thomas F. Lüschers Werk unmittelbar einsichtig.

Dübendorf, im Juni 2009

Peter von Matt

Inhaltsverzeichnis

I Einleitung – Zu Beginn des Schreibens

II Bis anhin

- | | | |
|---|--|----|
| 1 | Vom Gedanken als Medizin | 7 |
| 2 | Vom Symbol zum Organ | 37 |
| 3 | <i>The answer is NO</i> : Von Alfred Nobel
zum Nobelpreis für Medizin | 63 |
| 4 | <i>παντα ρει</i> – Alles fließt neu betrachtet | 69 |

III Innensicht

- | | | |
|---|--|-----|
| 5 | Ist die Medizin eine exakte Wissenschaft? | 77 |
| 6 | Das Ganze und seine Teile | 87 |
| 7 | Die Sprache macht's, die Sprache schafft's | 101 |
| 8 | Wittgenstein und die ärztliche Kunst | 111 |

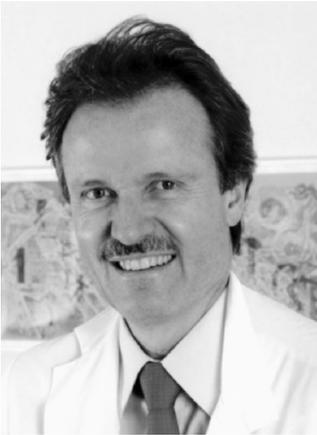
IV Außensicht

- | | | |
|----|---|-----|
| 9 | »Conflict of Interest« oder Interesse am Konflikt?
Vom Umgang mit Erkenntnis und Interesse
in der Medizin | 123 |
| 10 | Im sonntäglichen »BLICK«punkt:
Schwarze Flecken auf weißen Kitteln | 137 |
| 11 | Kain und Abel – Die Spaltung des Denkens | 149 |
| 12 | How are you? | 163 |

V Voraussicht

- | | | |
|----|--|-----|
| 13 | Schwindende Gesundheit | 177 |
| 14 | Unzeitgemäßes zu Breite und Tiefe | 187 |
| 15 | Annäherung an den Tod | 195 |
| 16 | Anstelle eines Nachworts: Meta-Medizin | 205 |
| | Stichwortverzeichnis | 231 |
| | Namenverzeichnis | 241 |

Der Autor



Thomas Felix Lüscher ist in Zürich aufgewachsen und hat in seiner Heimatstadt Medizin und zeitweise auch Philosophie studiert. Anschließend erfolgte die Weiterbildung zum Facharzt für Innere Medizin, Kardiologie und klinischer Pharmakologie am UniversitätsSpital Zürich, der Mayo Clinic in Rochester Minnesota USA, an den Universitätskliniken Basel, und am Inselspital Bern. Heute ist der Autor Ordinarius für Kardiologie und Physiologie an der Universität Zürich, sowie Vorsteher des Departements für Innere Medizin und Direktor der Klinik für Kardiologie am UniversitätsSpital. Er hat zahlreiche Forschungspreise erhalten, über 400 wissenschaftliche Publikationen veröffentlicht, und gehört zu den weltweit meistzitierten Naturforschern. Bis Ende 2008 war er (Mit-)Herausgeber der renommierten amerikanischen Zeitschrift *Circulation*, und nun Editor-in-Chief des *European Heart Journal*. Er verfasste zahlreiche Lehrbücher, darunter das *European Textbooks of Cardiovascular Medicine*.

I Einleitung – Zu Beginn des Schreibens



Für den Naturwissenschaftler und Mediziner ist die Welt alles, was der Fall ist¹ – das Denken des Arztes wird durch *facts* bestimmt. Fakten werden gemessen und mit immer genaueren Methoden erfasst: Was jenseits dieser kalten Sprache liegt, wurde uns zum *Un-Sinn*. Damit sind wir weit gelangt; wir rasen mit steigender Geschwindigkeit durch den Fortschritt, den uns die Technik bringt. Die meisten Entdeckungen wurden in den letzten 500 Jahren gemacht, vieles davon in den letzten fünfzig. Die Gegenwart hat keine Dauer mehr, wir sind stetig unterwegs in eine andere Zukunft, die Neues verspricht. In der Physik hat uns dieses Denken die Raumfahrt und Atomtechnik gebracht, in der Biologie die Evolutionstheorie und in ihrer Folge die Genetik und Molekularbiologie, in der Heilkunst die aseptische Chirurgie, die Impfung gegen Pocken, Kinderlähmung und andere Seuchen, immer bessere Antibiotika und Wirksames gegen Bluthochdruck, Cholesterin und Infarkt.

Die Eingrenzung auf das, was sich überhaupt sagen lässt, hat Beeindruckendes erbracht: Nicht nur können wir um die Erde fliegen und mit Sonden den Mars erreichen, wir haben unser Leben von der Kindersterblichkeit, unbeherrschbaren Seuchen und schicksalhaften Leiden weitgehend befreit; der unzeitige Tod ist uns zur Ausnahme geworden. Diese biographische Wende hat das Diesseits zu einer überzeugenden Hoffnung und Gesundheit zum Wert an sich gemacht. Dieses Denken ist eine Folge der Aufklärung, der Befreiung des Menschen von Magischem und Aberglauben. Doch das messende Denken, das uns diesen Erfolg bescherte, hetzt von einer Sache zur nächsten, das rechnende Denken kommt nicht zu Besinnung, wie Martin Heidegger es fasste², das planende Denken verstellt mit seiner Rastlosigkeit die Frage nach dem Sinn, der hinter den inflationär wachsenden Sachverhalt lauert – trotz zunehmendem Wissen droht uns Gedankenlosigkeit. Und gewiss, das sich *Be-Sinnen* ist nicht die Stärke der umtriebigen Gestalter der Natur. Mit der stetig schnelleren Erneuerung des jeweils Gültigen, wie es der anhaltende Fortschritt mit sich brachte, bleibt kaum Zeit, den Sinn und Wert eines Sachverhalts zu bestimmen. Entgegen der Erwartungen der Aufklärer hat gerade der Erfolg ihrer Mission einen erneuten Bedarf nach Besinnung gebracht.

Lohnt es sich überhaupt, über das zu sprechen, über was man als Wissenschaftler besser schweigen sollte? Will man den Sinn der Heilkunst bestimmen, muss man die Grenzen des streng Wissenschaftlichen überschreiten. Dass dazu Bedarf besteht, erfährt ein jeder Arzt: Nicht nur eilt die Medizin mit ihren zunehmend unbeschränkten Möglichkeiten und inflationären Kosten in eine Zukunft, die eines ethischen Diskurses bedarf, auch der Patient will mehr als eine naturwissenschaftliche Erfassung seiner Befunde.

Gedankenmedizin versucht eben dies, schickt sich an, sich darüber zu *be-sinnen*, was in der Hektik des vordergründig Dringlichen verlorengeht. So unabdingbar wie das philosophische Nachdenken für die Medizin selbst ist, so elementar wirken die Kräfte des Nachdenkens in der Praxis der Medizin, und darüber hinaus im Leben selbst – nicht zufällig ist die Heilkunst mit dem Glauben verwandt.

Dieses Buch handelt von der Heilkunst und ihren Ursprüngen, von ihrem Sinn und Wert, und in der Folge auch von Wissen und Glauben, von Gesundheit, Krankheit, Leiden und Tod, sowie ihrer unterschiedlichen Überwindung in der Vorzeit und in der Moderne. Zentraler Gegenstand des Buches ist die scheinbar unaufhaltsame Ausweitung der Medizin von der Linderung und Heilung von Leiden und Krankheit bis zur gezielten Gestaltung von Körper und Glück. An der Schwelle eines Zeitalters, in welchem der Wunsch nach umfassender Gesundheit und einem langen Leben alles zu bestimmen scheint – Peter Sloterdijk hat es das medikokratische Zeitalter genannt³ – gilt es, den Sinn und Wert der Heilkunst neu zu überdenken und den Fortschritt nicht nur zu erleben, sondern zu gestalten.

Die Gedanken dieses Buches haben sich aus eigenem Erleben wie aus der wissenschaftlichen und beruflichen Erfahrung ergeben und verstehen sich als Beitrag zum Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, wie er in einer Zeit sich überstürzenden Wandels wichtig geworden ist.

Die Kapitel behandeln ihre Themen je auf eigene Weise. Unabhängig voneinander entstanden, haben sie doch einen inneren Zusammenhang. Alle Beiträge lassen sich sowohl alleine, wie auch als Teil des Ganzen lesen; eine Reihenfolge ist nicht zwingend vorgedacht. Gemeinsam ist ihnen die Suche nach dem Grund ärzt-

1 Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1999, S. 11.

2 Martin Heidegger: *Gesamtausgabe*, Bd. 16, *Reden und andere Zeugnisse seines Lebensweges*, Klostermann, Frankfurt, 2000, S. 519.

3 Peter Sloterdijk: *Regeln für die Metaphysik. Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus*. Suhrkamp, Frankfurt, 1999, S. 59.

lichen Tuns, nach dem Sinn unseres Strebens nach Gesundheit und Vollkommenheit in einer zunehmend medikokratisch verführten Zeit.

Geschrieben ist das Buch für alle, die es lesen wollen. Fremdwörter und Fachausdrücke wurden beim Schreiben auf das Nötigste beschränkt, denn es will den Zugang zum Thema für alle öffnen.

Zürich, den 29. Juni 2009

Thomas F. Lüscher

II Bis anhin

- 1 Vom Gedanken als Medizin – 7
- 2 Vom Symbol zum Organ – 37
- 3 *The answer is NO*: Von Alfred Nobel zum Nobelpreis für Medizin – 63
- 4 *παντα ρει* – Alles fließt neu betrachtet – 69



1 Vom Gedanken als Medizin

Gedankenmedizin – das sind Gedanken über die Medizin aber auch Gedanken als Medizin. Wer wollte die Notwendigkeit bezweifeln, die Heilkunst unserer Tage zu überdenken? Zu umstritten ist sie geworden, diese Wissenschaft, trotz ihrer beeindruckenden Erfolge. Ist Erfolg – etwas was wir alle oder doch viele anzustreben versucht sind – zuletzt ein Problem? Oder ist es die Bedeutung einer Sache, welche uns Ihren Sinn vermehrt und kritisch hinterfragen lässt? Gesundheit bewegt und betrifft uns alle. Daher wäre dieses Nachdenken denn nicht ohne Sinn.

Der Gedanke als Medizin

Gedankenmedizin meint zunächst Linderung von Leid durch Denken: Der Gedanke als Medizin. Wenn alles verloren ist, versuchen wir – wer wollte es uns verargen – unsere Gedanken so zu ordnen, dass sie Sinn und Trost spenden oder zumindest unserem Leben eine Richtung geben. Philosophie und Religion war und ist von jeher Gedankenmedizin als sie Kontingenzbewältigung ermöglicht, Sinn herstellt für unser zufälliges Dasein, Antworten auf Fragen liefert, die unsere Lebenswelt, unser Glück ermöglichen oder auch bedrohen – Opium fürs Volk also?

Diese wegwerfende Einschätzung wird der Sache nicht gerecht: Zu ursprünglich ist das Problem. Als Prinz Gautama Siddharta im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wie es die Legende will, im Alter von 29 Jahren Frau und Kind verließ und seinem fürstlichen Leben entsagte, um in den Wäldern Nordostindiens die letzten Wahrheiten zu suchen, hatte das Denken über unser Sein längst eingesetzt. Irgendwann vorher in der Entwicklung des Menschen hatte unser Gehirn begonnen, über das Unmittelbare hinaus Mögliches zu denken, zu planen, zu wählen, zu gestalten und sich seiner selbst, wie dereinst Narzissos im spiegelnden Wasser, bewusst zu werden. Der Beobachter im Gehirn¹, den Descartes (1596–1650) in der Zirbeldrüse vermutete und den die moderne Hirnforschung in sich überlagernden Nervennetzen für eingehende Signale und motorische Programme verwirklicht sieht, erlaubt es dem Menschen, sich seiner Wahrnehmungen, Gedan-

ken, Bewegungen und Handlungen bewusst zu sein. Angelegt ist dies bereits bei höheren Tieren; die enorme Vergrößerung der Hirnrinde – der Hauptunterschied des menschlichen im Vergleich zum tierischen Gehirn – machte die *phenomenal awareness* und damit die Möglichkeit, sich in seinen eigenen Entwürfen selbst zu betrachten, zu gestalten und zu werten, zur menschlichen Eigenheit schlechthin.

Dass wir uns über uns selbst zu beugen begannen, hatte nicht nur Gutes: Gewiss, mit dem Bewusstsein kam der menschlichen Existenz ein entwerfendes Seinkönnen zu, zum naiven Sein trat ein über sich hinausweisendes Werden und damit zur Gegenwart die Zukunft, das Wissen um die Zeit. Das Fragen über Sein und Grund schuf auch eine gefährliche Leere – mit dem Fragen nach dem Sinn kam die Sinnlosigkeit erst in die Welt. Angesichts des grenzenlos um sich greifenden Zweifels ortete noch Descartes im bewussten Erleben unseres Denkens die letzte verbleibende Gewissheit: *Cogito ergo sum*². Dieser Halt hielt nicht lange an: Nicht nur ist der Zweifel dem *Ver-Zweifeln* bedrückend nahe, das gedankliche Vorwegnehmen des Künftigen und damit die anhaltende Unabgeschlossenheit der menschlichen Existenz verlieh Wünschen, Hoffnungen, aber auch Bangen und Angst ein ungeahntes Gewicht; ja Schwindel kam mit der Erfahrung der eigenen Freiheit auf – die Entzweiung des Menschen führte zunächst an den Abgrund.

Auch der Tod wurde für das denkende Wesen zum Problem; angefangen hatte es bereits bei unseren Vorfahren: Schon die Neandertaler – von früheren Hominiden wie dem *Australopithecus* und dem *Homo erectus* sind uns keine Hinweise überliefert – ließen ihre Toten nicht mehr, wie Tiere es tun, achtlos liegen, sondern legten sie mit Kleidern, Werkzeugen, Schmuck und Waffen zu Grabe.³ Wir können uns ausmalen, wie die ersten Menschen sich des Todes bewusst wurden, verwundert den plötzlich erkalteten, unbeweglichen Körper eines Stammesmitglieds berührten, das erst noch mit ihnen gejagt hatte. Was war geschehen, was fehlte dem Reglosen? Die Trauer und Angst, die folgten,

2 René Descartes: Discours de la methode: Tome I. Biblio Bazaar, Charleston, USA, 2007, p. 109.

3 Andrew Newberg, Eugene D'Aquili and Vince Rause: Why god won't go away. Brain science and the biology of belief. Ballantine Books, New York, 2001, pp. 54–76.

1 Wolf Singer: Der Beobachter im Gehirn. Suhrkamp, Frankfurt, 2002.

brauchten eine Lösung – eine Gedankenmedizin der ursprünglichen Art. Wie der Rauch des Lagerfeuers sich aus dem verbrennenden Holz erhob, schien ihnen der Tote in eine andere Welt entschwunden (► Kapitel 15). Dass das Leben damit nicht beendet sein konnte, dass etwas Bleibendes sich aus dem leblosen Körper befreit hatte, schien schon den Neanderthalern ausgemacht.

Religio, vom lateinischen *religere*, das Sich-Zurückbinden an eine letzte Wahrheit, ist der Versuch, sich aus diesem schwarzen Loch der Ungewissheit und Angst mit einer erlösenden Antwort zu retten. Wie ein Seiltänzer, der sich im Dunkeln unter sich ein Netz denkt, um unbeschwert den schmalen Weg zu gehen, schuf sich der Mensch Gedanken, die ihn vor dem Schwanken über dem Abgrund bewahrten. Religion war und ist das Gut, das bedrückende Wissenslücken füllt, in einer Welt voll Gefahren Zuversicht vermittelt, in der verwirrenden Fülle des Möglichen Handlungsanweisungen bereit hält und die Todesfrage löst. Daher das anhaltende Bedürfnis nach weltanschaulichen Systemen. Ludwig Feuerbachs Satz von der Religion als entscheidendem Unterschied zwischen Mensch und Tier kommt hier zu seinem Recht. Während Rodin bei der Erschaffung der *porte d'enfer* in der sinnenden Figur im Giebel seiner Pforte zunächst Dante, den Schöpfer der neun Höllenkreise, dann den Denker schlechthin und zuletzt Gott sah, führt uns Feuerbachs Denken von Gott zurück zum Menschen, der sich diese *Vor*-Stellung schuf. Religion ist die Antwort auf die Bewusstwerdung des Menschen, auf seine Entzweiung mit sich selbst.⁴ In einem höheren Wesen schafft sich das Bewusstsein das Wunschbild seines eigenen Seins (und im Teufel auch das Gegenstück) und gewinnt Ordnung und Halt. Der Welt, in der er lebt, drückte der Mensch seit jeher seine Vorstellungen auf – von Geistern nach seinem Bilde, über Götter in menschlicher Gestalt bis zum Weltgeist der großen Denker.

Gedankenmedizin entstand an dieser Wende; entsprechend ist das Göttliche, das Absolute, das sich das menschliche Hirn erdachte, seinem eigenen Wesen zutiefst verwandt, doch diesem *vor*-gestellt. Art und Inhalt der Gedanken waren zunächst nicht entscheidend. Die Welt musste verstehbar werden. Der Halt, der sich daraus ergab, war leitend, und nicht die Vorstellung, die ihr zugrunde lag. Entsprechend war das Weltbild stetem Wandel unterworfen: Im Animismus ist die Natur be-seelt, das Ganze fühlt und denkt wie das Organ seines

Schöpfers. In den Vorstellungen der Griechen und Römer wurde der Weltenlauf von menschlichen, allzu menschlichen Göttern gelenkt, mit denen sich über Opfergaben verhandeln ließ, gerade weil sie die Werte ihrer Schöpfer teilten. Die großen Religionen lösten die grundlegenden Fragen je auf ihre Weise.

Eine erste Verkündung

Buddha der Erleuchtete – seine eigene Biographie ist in diesem Zusammenhang von untergeordneter Bedeutung, es zählt vielmehr das Gewicht der Geschichte als solche, das ihr die Tiefe der Vergangenheit verleiht – verkündete nach Jahren des Suchens die vier Wahrheiten, die noch heute alle Schulen des Buddhismus prägen: Zuvorderst die Erkenntnis, dass Leben Leiden ist; die Geburt, das Altern, alles, was man sich wünscht und nicht erlangt, schließlich Krankheit und Tod. Seinem Denken steht die Erfahrung des Leidens, des Missklangs von Erwartung und Erfüllung in seiner körperlichen wie seelischen Form als existentielles Urerlebnis des Menschen zugrunde. Gewiss, auch Tiere leiden; was aber das Leiden beim Menschen verstärkt, ist die durch das Bewusstsein erfolgte Ausweitung des Erlebens auf das Mögliche und Zukünftige – mit dem Bewusstsein wird der Mensch zum Mangelwesen, das sich nach Vollkommenheit sehnt.

Leiden ist im Leben eine frühe, wenn auch nicht unmittelbare Erfahrung; zunächst verwöhnt uns das Lustprinzip: Die umgehende Befriedigung jeden Begehrens an der Mutterbrust. Deshalb auch die harmonischen, ja paradiesischen Vorstellungen über unsere Ursprünge – von Laotse bis Rousseau beherrschte dieses Idealbild unser Denken. Im wirklichen Leben jedoch greift bald Enttäuschung um sich, die Überwindung unvermeidlichen Leidens wird zur anhaltenden Pflicht, ja zur Bedingung der seelischen Reifung schlechthin⁵; das Lustprinzip lässt sich nicht lange aufrechterhalten, es wird von den Gegebenheiten des täglichen Lebens erdrückt, denn notwendigerweise klaffen Erwartung und Erfüllung auseinander – und Leiden ist zunächst nichts anderes. Mit dem Leiden kam der Wunsch nach Erfüllung und Glück ins Land. Die Überwindung der sich unvermeidlich einstellenden Versagungen wurde zur Aufgabe, die es zu bewältigen galt, wollte man am Leben nicht zu Grunde gehen.

Dabei hat Enttäuschung nicht nur dunkle Seiten: Erfüllung und Glück kann es nur geben, wenn es auch

4 Ludwig Feuerbach: Das Wesen des Christentums. Reclam, Stuttgart, 1969, S. 80.

5 Sigmund Freud: Neue Folgen der Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse. S. Fischer Verlag, Frankfurt, 1969, S. 62 ff.

Entsagung gibt, Freude und Erhebung können nur auf dem Hintergrund von Trauer und Zurücksetzung entstehen – Licht braucht Schatten. Leiden bleibt damit Ausgangspunkt menschlichen Seins und Anstoß des Denkens und Hoffens, weil es gleichzeitig seinen Gegenpol, den Wunsch nach Erfüllung und Erlösung schafft – der Weg ins gelobte Land führt durch die Wüste. Im Grunde gibt es in der von Leiden geprägten Welt nur zwei Antworten auf die einfache Frage nach dem Glück: Aufschub oder Überwindung.

Aufschub des Glücks

Ein wirksamer Kunstgriff zur Erlangung des Glücks liegt in der Aufschiebung der Erfüllung, in der Erhaltung der Zuversicht im Hinblick auf zukünftige Lust. Die Überwindung der Zurücksetzung und Enttäuschung durch Vertagung des Glücks schafft Gelassenheit und Vertrauen, besonders wenn es von einem unerschütterlichen Glauben, ja – wie bei Jakob und Joseph und schließlich im Volk Moses' – vom Gefühl der Erwähltheit getragen wird. Diese Konstruktion der Wirklichkeit, die das Prinzip Hoffnung zur Erfüllung macht, ist die abendländische Gedankenmedizin schlechthin.

Nur ein Hirn, das eine Vorstellung von sich selbst wie auch von Raum und Zeit und damit der Zukunft und ihren Möglichkeiten in sich trägt, kann sich zu dieser Stufe aufwerfen. Glück als Leistung, als Überwindung gegenwärtigen Leidens setzt eine Vorstellung des Künftigen, seiner Vielfalt und Versprechungen voraus. Die Verschiebung des Glücks wurde zur erzieherischen Notwendigkeit, ja unmittelbares Glück zur unverdienten Ablenkung von höheren Erfordernissen – dem westlichen Helden ist selbst der Untergang nur ein Vorwand zu sein.⁶ Umgehende Erfüllung – die wohl erste Sache im Leben – wurde angesichts der Wirklichkeit und ihrer Anforderungen zur Versuchung der Christen und in der Folge auch der Meisterdenker von Kant bis Nietzsche: »Was liegt am Glücke! ... ich trachte nach meinem Werke!« deklamierte der von Migräne geplagte und von der progressiven Paralyse verfolgte Philosoph mit dem Hammer⁷. Dabei sind es gerade diese Verächter des Glücks, die sich auf verfeinerte und versteckte Weise nur dem Einen verschreiben, indem sie es auf eine höhere Ebene schieben und es gerade im Verzicht ins Erhabene steigern: Glück als Leistung.

6 Rainer Maria Rilke: Werke in drei Bänden, Band 1, Gedicht-Zyklen, Erste Duineser Elegie, Inselverlag, Frankfurt am Main, 1966, S. 442.

7 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Kröner Verlag, Stuttgart, 1969, S. 261

Die Verdammung des Lustprinzips, aus den Notwendigkeiten des Lebens entstanden, prägt seither unsere Gedanken, ja hat bei vielen Denkern zu einer befremdlichen Ratlosigkeit geführt, den Kern dieser grundlegenden Frage anzugehen. Die Sublimierung, die Umlenkung des Ursprünglichen auf das Höhere, verschloss den Zugang zum Ersten. Gewiss, Glück wächst am Leiden, dem es sich verdankt; gerne wird seine Verfolgung vorschnell mit Sucht, einem Rückfall ins Lustprinzip gleichgesetzt, einem Absinken ins Stumpfe, gedanklich Triviale, dem man vordringlich entrinnen wollte.

Das Christentum, und in seiner Folge auch der Islam, versuchte die Frage nach dem Glück zu lösen, indem es dem Leiden einen metaphysischen Sinn verlieh: Leiden als Weg zum Seelenheil, im Erdulden verdiente man sich die Erlösung; gewiss nicht zwingend in dieser Welt – Glück wurde aus Verzweiflung auf ein anderes Leben vertagt: Wo dem Lustprinzip Erfüllung versagt wird, kann nur Gedankenmedizin helfen. Das Realitätsprinzip des Christentums, das die Hoffnung zur Glücksverheißung machte, verweigert den Tatbeweis hier und jetzt, entzieht sich in eine jenseitige Welt, die alles verspricht – Denken als Medizin.

Der zweite Weg

Eine vollends andere Antwort auf die Frage nach dem Glück kommt aus dem Osten: Was ist die Ursache allen Leidens? Es ist der unstillbare Durst nach Lust, lässt uns Buddha wissen – »Lust will tiefe tiefe Ewigkeit« dichtete ein Großer Jahrhunderte später⁸ –, der unendliche und unerfüllbare Wunsch nach Werden, die von Wiedergeburt zu Wiedergeburt eilende Leidenschaft, das Vordenken ins Mögliche und Künftige, das unentwegte Wünschen und Hoffen, zuletzt das Bewusstsein selbst. Buddhas Lehre will uns wie alle großen religiösen Systeme einen Weg zur Erlösung weisen – Gedankenmedizin der östlichen Art.

Für Buddha ist es der achteilige Pfad, ursprünglich *Hinayana*, das kleine Fahrzeug, das durch den Strom der ewigen Wiedergeburt zum Nirwana führen soll. Die Überwindung der Leidenschaft, des Wünschens und Hoffens als solchem durch rechtes Glauben, Denken, Reden und Handeln, durch das Versenken in sich selbst ist seiner Weisheit letzter Schluss. Nicht Aufschiebung kann uns erlösen, erst das Erlöschen des Begehrens kann uns retten – Nirwana oder vom Werden zum zeit-

8 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Kröner Verlag, Stuttgart, 1969, S. 359.

losen Sein. Auch Hermann Hesses Held strebt zunächst nach diesen Werten:

Ein Ziel stand vor Siddharta, ein einziges: leer werden, leer von Durst, leer von Wunsch, leer von Traum, leer von Freude und Leid. Von sich selbst wegsterben, nicht mehr Ich sein, entleerten Herzens Ruhe finden, im entselbtesten Denken dem Wunder offen zu stehen, das war sein Ziel. Wenn alles Ich überwunden und gestorben war, wenn jede Sucht und jeder Trieb im Herzen schwieg, dann musste das Letzte erwachen, das Innerste im Wesen, das nicht mehr Ich, das große Geheimnis.⁹

Wo Lust und Hoffnung verebbt, verliert sich Angst und Furcht. Das Abstreifen des Ichs, das vollständige Aufgehen in einer höheren Welt, die alles und nichts vereint, ist die Erlösung der Buddhisten.

Leiden und Heilen

Auch die Heilkunst hat ihren Ursprung im Leiden, Sterben und Tod. Schmerz ist der Feind von Lust und Glück. »Weh spricht: Vergeh!«¹⁰ – Lindern und erlösen war die erste Aufgabe der Magier, die in Vorzeiten als Priester und Ärzte wirkten. Jeder Glaube bedurfte des Heilens, um zu überzeugen. Ohne Wunder ist eine Religion nicht glaubwürdig – nur was das Natürliche außer Kraft zu setzen vermag, kann wirklich Hoffnung vermitteln. In einer Welt, in welcher die Heilkunst kaum etwas zu erreichen wusste, beeindruckte auch Jesus als Heiler durch die wundersame Genesung eines epileptischen Kindes:

Und siehe, ein Mann unter dem Volk rief und sprach:
Meister, ich bitte dich, besiehe doch meinen Sohn;
denn er ist mein einziger Sohn.

Siehe der Geist ergreift ihn, so schreiet er alsbald, und
reißt ihn, dass er schäumt, und mit Not weicht er
von ihm, wenn er ihn gerissen hat. ...

Da antwortete Jesus und sprach: ... Bringe deinen
Sohn her!

Und da er zu ihm kam, riss ihn der Teufel, und zerrte ihn.
Jesus aber bedräute den unsauberen Geist,
und machte den
Knaben gesund, und gab ihn seinem Vater wieder.¹¹

⁹ Hermann Hesse: Siddharta. Bibliothek Suhrkamp, 1996, S. 16–17.

¹⁰ Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Kröner Verlag, Stuttgart, 1969, S. 359.

¹¹ Bibel oder die ganze heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers, Berlin, 1902, Lukas Evangelium 9. Kapitel, Vers 37–42, S. 83.

Was überzeugte mehr? Bei den ersten Ärzten wie den heutigen Medizinern war und ist die Erlösung von Behinderung und Schmerz das Entscheidende – Medizin kann es nur in einer Welt des Leidens geben.

Aufschieben und Überwinden, die zwei Antworten großer Religionen, finden sich in der Heilkunst als Lindern und Heilen wieder. Auch der nächste Schritt verläuft im Gleichschritt mit den großen Religionen, die Frage nach dem Grund: Im Christentum wurde Krankheit – gerade wenn sie unheilbar blieb, und dies war bis in die Neuzeit meist der Fall – durch ein jenseitiges Heilsversprechen mit Sinn erfüllt, um das Unfassbare erträglich zu machen. Der Buddhismus tat mit der Auslöschung des Leidens das seine.

Das Wesen der Medizin

Gedankenmedizin geht aber über das Ordnende, Tröstende und Erlösende hinaus. Denken strebt nach einer vertieften Sichtweise – denkend wollen wir zum Wesentlichen gelangen. Wo liegt das Wesentliche der Medizin? Die ärztliche Tätigkeit ist auf Mitmenschen gerichtet, sie erfordert einen Helfer und einen, der die Krankheit erduldet, den Leidenden (*lat. Patiens*) oder Patienten. Der Leidende ist Voraussetzung, ja einziger Anlass ärztlichen Handelns; Forschung und Lehre sind erst in ihrer Folge entstanden. Angefangen hat Medizin mit Zuwendung, als sie nur dies zu bieten hatte. Erst das Bewusstsein ermöglichte diese Haltung; sich in einen Anderen einfühlen zu können, mit ihm zu leiden, erforderte ein höher entwickeltes Gehirn, wie es sich in der Evolution erstmals bei Menschenaffen mit dem Helfen und Trösten entwickelte¹² und beim Menschen bis zum Heilen fand. Dabei ging es, wie sich Hippokrates ausdrückte, um *primum nil nocere*¹³; wo Maßnahmen meist nur Schaden brachten, lag der Nutzen ärztlicher Zuwendung zu Beginn im Lindern von Sorge und Schmerz. Diese Haltung und das Bemühen zu helfen hat ihr das Ansehen verschafft, von welchem der ärztliche Beruf noch heute zehrt.

Kranksein ist Leben in einer Grenzsituation: Das Selbstverständliche wird unvermittelt zum Problem, das Alltägliche zur Herausforderung. Die Organe treten plötzlich aus der Stille des Körpers in unser Bewusstsein (► Kapitel 13), das Dasein wird fraglich und angsterfüllt, das Nichts steht vor uns und die Frage nach Sinn und Bedeutung von Leben und Tod tritt in den Brennpunkt

¹² Frans de Waal: Primaten und Philosophen – wie die Evolution die Moral hervorbrachte. Hanser Verlag, München, 2008, S. 43–61.

¹³ Lateinisch: Als Erstes nicht schaden.

unseres Denkens und Fühlens. Daher das Ansehen des Helfers im Extremen.

Dabei war die Wirkung der Heilkunst zunächst nicht das Entscheidende: Beistand war gefragt. Es ging nicht um das allein Körperliche, die Person mit ihren Ängsten und Sorgen, der Umgang mit Göttern und Geistern gehörte ebenso zum Geschäft des Medizinmanns – Priester und Arzt waren ursprünglich eins. Erst allmählich hat sich das Religiöse vom Medizinischen geschieden.

Ärztliche Kunst

Nach der Zuwendung kam das Können, die Essenz der ärztlichen Kunst. Die Gestaltung der Wirklichkeit setzte erstmals vor drei Millionen Jahren mit der Zähmung des Feuers und der Herstellung von Werkzeugen ein. Mit dem aufrechten Gang wurden die Hände frei, zunächst für Steinmesser und Äxte, später für Spaten, Messer und schließlich Pfeil und Bogen. Gegenstände ließen sich durch Klopfen, Hämmern, Schneiden, Schaben und Stechen auf eine Verwendung hin formen. Selbstgestaltete Geräte aus Stein, Holz, Knochen, Horn und danach aus Bronze und Eisen wurden für Futtersuche und Jagd, für den Bau von Unterkünften und Fallen, dann auch für Töten und Kampf verwendet – der Mensch wurde zum Werkzeugmacher der Evolution.¹⁴

Voraussetzung dazu war ein vertieftes Verständnis der eigenen Lebenswelt, ein erstes Erahnen ihrer physikalischen Gesetze, das Erfassen von Ursache und Wirkung, eine Leistung, die durch eine beachtliche Vergrößerung des Hirns möglich wurde: Im Vergleich zu den ersten Hominiden nahm das Volumen des Organs, mit dem wir denken, über Hunderttausende von Jahren um mehr als das Doppelte zu. Die kausale Verknüpfung von Ereignissen unterscheidet seither den Menschen mehr als irgendetwas von seinen Vorfahren und ermöglichte ihm die Gestaltung der Wirklichkeit. Ein unaufhaltbarer Drang zu Verstehen, ein kognitiver Imperativ beherrscht seither unser Sinnen: *To make sense out of things* wurde uns zum Bedürfnis. Dies alles geschah nicht von heute auf morgen, es brauchte über eine Million Jahre von der Steinaxt bis zu Pfeil und Bogen. Danach übertraf sich der Erfindergeist laufend: Von der Gestaltung des Rads bis zum Benzinmotor, der Elektronik und der ersten Mondlandung dauerte es

kaum mehr fünftausend Jahre. Die durch die Entwicklung des Motorcortex verfeinerte Geschicklichkeit seiner Finger und die durch Vergrößerung des Frontalhirns erweiterte Vorstellungskraft erlaubten es dem Menschen, Geräte von höchster Vollendung zu erdenken und zu schaffen, wie sie uns heute selbstverständlich sind.

Die Anwendung von Werkzeugen auf den eigenen Körper oder den leidender Mitmenschen, nicht in feindlicher Absicht, sondern als Wohltäter und Samariter ist neueren Datums: Belegt ist bereits aus vorgeschichtlicher Zeit das Verbinden von Wunden mit Blättern und Erde, das Eröffnen von Abszesshöhlen mit Messern und Nadeln, das Ruhigstellen gebrochener Glieder mit Ästen und Binden, ja selbst die Drainage von Blutergüssen durch Bohrlöcher im Schädelknochen. Gewiss, die Möglichkeiten der Heilkunst waren anfangs beschränkt, doch wuchsen die technischen Errungenschaften in den letzten zweihundert Jahren unaufhaltsam. Vergessen ist Voltaires zynische Einschätzung der Medizin als Kunst den Patienten zu unterhalten, während die Natur die Krankheit heilt. Es war der Siegeszug der Wissenschaft, der es der Heilkunst ermöglichte ihren Anspruch erstmals einzulösen. Paradoxiere scheint die ärztliche Tätigkeit heute, da sie so wirksam geworden ist wie nie zuvor (► Kapitel 2 und 5), umstrittener denn je – oder täuscht der Eindruck?

Bewundert wird die Medizin auch heute – diese Genugtuung erlebt ein jeder Arzt. Dabei ist es vorab das Unmittelbare, das beeindruckt – etwa die Wiedereröffnung eines verschlossenen Herzkranzgefäßes mit der Eleganz und Leichtigkeit, wie sie die moderne Katheter-technik erlaubt. Die direkte Wahrnehmung des verengten und anschließend weit offenen Gefäßes, verstärkt für Arzt und Patient den Eindruck. Oder weniger spektakulär: Die rasche Genesung von einem schweren, früher meist tödlich verlaufenen Infekt mit modernen Antibiotika. Es ist der Kontrast des »Vorher-Nachher«, dem Patient und Arzt erliegen, das Zauberhafte der Rettung aus einem von Schmerz und Angst erfüllten Zustand. Wie schwierig ist es dagegen, die Wirkung vorbeugender Maßnahmen zu vermitteln, welche sich wenig eindrucklich, wenn auch nach Jahren und Jahrzehnten nachhaltig auswirken, aber eine mühselige Umstellung des Lebensstils erfordern. Es ist als ob das Magische der Medizin, welches am Grund ärztlichen Handelns stand, weiterhin erhofft und erwartet wird. Der Arzt als Zauberer in der Bedrohung, oder – wie Freud sich ausdrückte: »... wir sind so eingerichtet, dass wir

¹⁴ Lewis Wolpert: *The evolutionary origins of belief – Six impossible things before breakfast*. W.W. Norton & Company, New York – London, 2006, S. 69 ff.

nur den Kontrast intensiv genießen können, den Zustand nur sehr wenig.«¹⁵

Dieses Gefühl des unmittelbaren Heilens, die wundersame Erlösung erhoffen sich Patient wie Arzt, nur stellt es sich seltener ein als wir seiner bedürften. Der Erfolg der modernen Medizin ist neben der Hygiene und der Impfung zu einem guten Teil auf die Pharmakotherapie zurückzuführen, das heißt auf die Behandlung von Erkrankungen mit Medikamenten, welche – mit Ausnahme der Infektionskrankheiten, die damit heilbar geworden sind – meist lebenslang eingenommen werden müssen. Heilung bleibt aus – die Patienten fühlen sich zwar wohl behandelt, aber auf immer krank. Der heutige Arzt muss nicht selten Unspektakuläres an den Mann bringen, Chemie als Lebenselixier beliebt machen und Geduld anstelle unmittelbarer Genesung verkaufen. Hier geht sie nicht selten verloren, die Gedankenmedizin, das berauschende Gefühl, geheilt zu werden, wie es afrikanische Magier noch heute vermitteln.

Magie und Vernunft

Was ist Medizin: Wissenschaft oder Kunst? Liegt das Emotionale im Vordergrund, wie es Magier, Medizinmänner und Wunderheiler vorlebten, das Geschick der Feldscherer, oder ist das wissenschaftlich-analytische Denken das Entscheidende? Medizin ist zweifellos eine Wissenschaft, wie wir sehen werden (► Kapitel 5), sie wendet sich aber in ihrer praktischen Anwendung an einen Menschen in seiner Einmaligkeit mit seinen Werthaltungen und Gefühlen und einer je eigenen Lebenswelt. Das Krankheitsverständnis des Patienten und die wissenschaftlich begründete Sicht des Arztes driften nicht selten auseinander. Während sich archaische Medizinmänner in die Welt ihrer Patienten einleben und diese rituell aufnehmen, vermittelt die moderne Medizin rationale Erklärungsmodelle, welche intellektuell überzeugen, aber kalt wirken.

Der Placeboeffekt, die Verführungskraft der Heilungsgeste als solcher, verdeutlicht bis heute messbar die Droge Arzt. *Placebo*, ich werde gefallen, ist Gedankenmedizin im engsten Sinne. Wie bei des Kaisers neuen Kleidern¹⁶ ist es die Kraft der Erwartung, die Verführung durch die laufenden Ereignisse, die das Vorgespiegelte zum Nutzen des Patienten wirken lässt. Die Heil-

kraft der Einbildung wird von der modernen Neurophysiologie zunehmend entschlüsselt: Die Evolution hat in unserem Hirn, nach heutigen Erkenntnissen im Nucleus accumbens, zu unserem Nutzen Stoffwechselwege angelegt, die Schmerz zu lindern und Kraft und Wohlbefinden zu erwecken vermögen. Körpereigene Schmerzmittel wie die Endorphine wirken zuweilen besser als moderne Pillen. Dopamin und die Endocannabinoiden fördern Glück und Lebenslust – es gibt eine Biochemie des schönen Scheins, die sich für die Heilkunst nutzen lässt.

Im verweltlichten Alltag heutiger Ärzte kommt diese Magie jedoch zunehmend weniger zum Tragen. Die Wirkung des Heilungsanspruchs, das absolute Versprechen des Zauberers wird von Wissen und Regeln bedrängt. Der heutige Arzt ist einem Erklärungs- und Rechtfertigungsdruck ausgesetzt von evidenzbasierter Medizin und ihren Richtlinien bis zu ökonomischen Forderungen und rechtlichen wie politischen Vorgaben des Gesundheitssystems, in welchem er lebt. Wie das Kind in Andersens Märchen ruft die aufgeklärte Heilkunst »Er hat nichts an!« – und der Zauber ist verflogen. Anstelle umfassender Heilsversprechen muss die wissenschaftsbasierte Medizin alles in ihre Grenzen weisen, statt Gewissheit müssen mögliche Risiken besprochen, das Schlimmstmögliche ebenso wie der Nutzen erklärt und schriftlich bestätigt werden. Dass dabei auch Schaden entstehen, statt *Placebo Nocebo* zustande kommen kann, wird geflissentlich verschwiegen. Man will heute den aufgeklärten Patienten, der alles, Möglichkeiten und Grenzen erfasst. Das Magische verliert sich in der profanisierten Moderne.

Entzauberung des Heilens

Somit wird klar: Die zunehmende Vernunftbestimmtheit unseren Denkens und Handelns hatte ungeahnte Auswirkungen auf Arzt, Patient und Medizin. Zunächst führte die eindruckliche Entwicklung der ärztlichen Kunst, gerade weil sie nicht mehr Ausdruck eines auf sich allein gestellten Magiers, sondern Folge der zunehmend wissenschaftlichen Tätigkeit einer Gemeinschaft von Fachleuten wurde, unerwarteterweise zu schwindender Selbstbestimmtheit und sinkendem Ansehen des Arztes. Der Heiler von heute muss sich auf den Erkenntnischatz und die Erfahrung seiner wissenschaftsorientierten Gemeinschaft beziehen, seine Tätigkeit vollzieht sich innerhalb der Richtlinien evidenzbasierter Medizin – und nicht mehr in berauschendem Einklang mit Geistern, Göttern oder Transzendenz. Der Zuwachs an Wis-

15 Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur, Studienausgabe IX, Frankfurt 1974, S. 208.

16 Hans Christian Andersen: Gesammelte Märchen. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main, 2005, S. 102–106.

sen und die unaufhaltsame Herrschaft der Experten führte zwingend zur Entzauberung des Arztes als Gegenüber des Patienten.

Die gesellschaftliche Verfügbarkeit des Wissens ging nicht nur in der Medizin, aber in diesem Bereich besonders augenfällig, mit einem Verlust von Macht und Verantwortung einher: Wo Entscheidungsprozesse geteilt, an Andere übertragen, auf Gremien und Kommissionen abgeschoben werden, verliert sich die umfassende Selbstbestimmtheit des Heilers; statt beherztem Handeln setzt abwägendes Absichern ein. Wo der Konsens von Gremien herrscht, wo abgeschliffene Wahrheiten sich durchsetzen, die alle Beteiligten teilen und doch selbst nie ganz glauben, wo unsichtbare Dritte wie Versicherer, Ethiker und Juristen ihren Einfluss geltend machen, verliert sich die Freiheit des Arztes: Sie wird zur Anwendung einvernehmlich entwickelter Guidelines, zur Einsicht in die Notwendigkeit.

Der Zivilisationsprozess zunehmender Rationalisierung, die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft als Ganzer hat zudem die Gefühlsseite der Arzt-Patienten-Beziehung grundlegend verändert: Der archaische Kind-Patient, der in infantiler Regression uneingeschränkt Heilung vom Gott in Weiß erwartete, wurde zum gleichgestellten Partner; Entscheidungen werden nicht mehr einseitig und in Übereinstimmung mit transzendenten Kräften oder der Überzeugung unbestrittener Koryphäen getroffen, sondern im *informed consent* aufgrund des jeweils verfügbaren Wissens von Arzt und Patient gemeinsam gefällt. Die Bevormundung weicht der Aufklärung und Beratung, fast schon möchte man sagen des Kunden. Die Betreuung erfolgt nicht alleine und abschließend durch einen allwissenden Mediziner, sondern im Verbund mit anderen Fachärzten, deren Rat in die Betreuung einfließt oder die für bestimmte Probleme die Behandlung zeitweise übernehmen – der entrückte »Gott in Weiß« ist zum diesseitigen Teamplayer geworden (► Kapitel 14). Gewiss, die Heilkunst erscheint damit ehrlicher und verstehbarer, doch das mitreißend Magische, die Wirkung des großen Heilers hat sich verloren.

Des Patienten Lebenswelt

Jede Zeit hat ihre Krankheiten und ihre Medizin, wenn auch der Arzt dem Patienten geschichtlich voraneilt. Doch eines bleibt entscheidend: Die Lebenswelt des Patienten und das Weltbild des Arztes müssen sich finden, falls ein Dialog, ein anhaltender therapeutischer Pakt entstehen soll. Der Patient kommt nicht aus dem Nichts

zu seinem Arzt; er bringt seine Welt, in der er lebt und denkt, mit sich. Die Gedanken, die er sich zu seinem Leiden macht, sind ein erster Versuch der Selbstheilung – und sei es zunächst nur von Unruhe und Angst: Gedankenmedizin der eigenen Art.

Was lässt den Patienten ärztlichen Rat suchen? Sicher, der Patient sucht zunächst Linderung, möchte aber auch verstehen, sein Leiden mit Sinn erfüllen. Das Kausalitätsbedürfnis beherrscht unser Denken auch hier; doch denkt ein jeder auf seine Weise. Die Logik des Körpers ist eine gesellschaftliche Konstruktion, seine Wahrnehmung geschichtlich gewachsen, in ständigem Wandel, beeinflusst von archaischen Symbolen, dem eigenen Umfeld und dem Wissen der Zeit.

Krankheit war in der Geschichte nie dasselbe: Im Mittelalter war Leiden der Preis der Sünde, gottgewollt und stoisch zu erdulden – Hiob als Patient. Mitgefühl war gefragt. Erklärungen blieben metaphysisch, tröstend, zwar wenig wirksam, doch sie vermittelten Sinn: Krankheit als Schicksal. In dieser Welt allgewaltiger Götter und Geister mussten transzendente Kräfte, gelegentlich aber auch der Andere für die Not herhalten: Der Teufel, die Hexe, der Blick des Neides (► Kapitel 11). Bereits die Ägypter hielten sich Ringe mit großen Augen, um den Blick der Missgunst von sich zu wenden. Was sagt man heute einem Brahmanen, der, als Geschäftsmann tätig, sich in einer säkularen Kultur bewegt, das Archaische in sich bewahrend den bösen Blick des Nachbarn für sein entzündetes Auge verantwortlich macht? Im Kranksein fällt man in der Zeit zurück, erwacht der Glaube der Ahnen. Die Grenzsituation, die Angst lässt Rationales schmelzen, längst Vergessenes gewinnt unversehens an Gewicht.

Segen und Fluch

Magisches hat sich bis heute erhalten: Wir wünschen uns Gesundheit, wenn wir uns zuprosten, zu Neujahr, beim Geburtstag – als ob dem Wort eine Wirkung zukäme. Der Glaube an Segen und Fluch lebt unbemerkt in uns weiter. Gesegnet wie Jakob leben die einen, glauben sich unverwundbar, vor Leid und Ungemach gefeit – und manche behalten recht in ihrem Glauben. Die Josephsgeschichte zeigt die Macht des Segens: Der junge Joseph und vor ihm auch sein Vater Jakob durchlebten in ihrer Gewissheit sicher Unbill, den Neid der Brüder, den Fall in die Grube und schließlich Sklaverei, um später ihrer Erwartung gemäß in höchste Höhen aufzusteigen.

Der Fluch der Hexe (*I put a spell on you*), der allgegenwärtige Teufel, den es zu beschwichtigen galt, war

lange die andere, dunkle Seite des Segens und hat sich im Voodoo, den afrikanischen Satansriten in Haiti, bis heute erhalten. Damballah, der Schlangengott, vereint Gesundheit und Krankheit, Geburt und Tod, und offenbart sich so wie er einem augenblicklich gerade gewogen ist – willkürlich und unheimlich. In dieser Welt werden die Menschen im Kranksein von Geistern befallen, sind nicht länger Herr ihrer selbst, verlieren sich ans Böse. Die Welt der Geister, das Reich des Bösen erfordert daher Hexenmeister, Blutopfer als angemessene Kur, gerade weil die Teufel dem Menschen ähnlich sind. Diese Vorstellungen haben sich nicht nur in fremden Kulturen entwickelt, sondern sind auch ein düsterer Teil unserer eigenen Gedankenwelt. Im Hexenhammer, dem vom Dominikaner Heinrich Kramer 1486 auf Lateinisch verfassten *Malleus Maleficarum*, wird festgehalten, »dass es keine körperliche Krankheit gibt, die nicht von Zauberern und Hexen mit Zulassung Gottes zugefügt werden könnte, auch wenn es bis zum Aussatz und zur Epilepsie gehen sollte...«.¹⁷ In dieser Welt litten die Kranken an den Folgen von Verwünschungen, Hexen ließen ihnen nachts Pusteln am Hals und alsbald am ganzen Körper wachsen, Aussatz kam von bösen Gedanken, von Zauberern aus ihrer Nähe. Heilung war nicht zu haben, aber immerhin ließ sich durch die Verdammung und Verbrennung von Hexen und Zauberern Genugtuung für entstandenes Unrecht erlangen. Gewiss, davon sind wir weit entfernt, doch in unserem Inneren leben Reste dieses Denkens.

Wetter und Natur

Dann kamen Naturkräfte, zunächst die Luft, zu ihrem Recht: Bei den hippokratischen Ärzten als *Miasmata*, als Verunreinigung der Atmosphäre durch Ausdünstungen der Erde, Feuchtigkeit und Absonderungen verendender Leichen; bei den Römern wurde die *malaria* zur Ursache des Sumpffiebers. Noch im Mittelalter wurde Dante Alighieri, der Sänger der *Divina comedia*, auf dem Rückweg von einer diplomatischen Mission nach Venedig im Auftrage seines Fürsten Guido Novello von Ravenna, der ihn nach seiner Verbannung aus Florenz aufgenommen hatte, am 14. September 1321 im Alter von 56 Jahren Opfer der heimtückischen Krankheit, die er sich in den Sümpfen von Comacchio zugezogen hatte. Die Vorstellung von Dämpfen als Krankheitsursache war gewiss falsch; immerhin erlaubte die-

ser Ansatz aber eine erste Rationalisierung unseres Denkens über ansteckende Krankheiten und Seuchen¹⁸. Der Zusammenhang von Sumpf und Fiebertod blieb unverstanden, doch ließen sich mit dieser Vorstellung die von infizierten Fliegen verseuchten Sumpfbereiche meiden und später durch ihre Trockenlegung erste hygienische Maßnahmen ableiten. Den Pestepidemien und der angeblich verseuchten Luft der Städte versuchte man – jedenfalls, wenn man es sich wie die adligen Geschichtenerzähler in Boccaccios *Decamerone*¹⁹ leisten konnte – durch Flucht auf das Land zu entgehen. Die Daheimgebliebenen versuchten die Atmosphäre durch brennende Fackeln zu reinigen. Neben dem Feuer wurde dem Weihrauch und dem *Eau de cologne* besondere Wirkung zugesprochen; Weihrauch wurde seit altersher von Ägyptern, Israeliten und Christen bei kultischen Anlässen verwendet, nicht nur um mit dem wohlriechenden Rauch die zu Gott aufsteigenden Gedanken und Gebete zu symbolisieren, sondern auch zur Reinigung der Luft bei Massenansammlungen. Mit gutem Recht, wie sich später zeigte: Beim Verbrennen von Weihrauch wird, wie wir heute wissen, Phenol und Kohlensäure freigesetzt, beides Substanzen, welche im 19. Jahrhundert in den Anfängen der modernen Chirurgie als Antiseptika Verwendung fanden.²⁰ Heute ist die Pest eine von infizierten Rattenflöhen verursachte Epidemie und die Malaria eine von der Sumpffliege *Anopheles* übertragene Infektion. Als Krankheitsursache haben Winde und Wetter dennoch überlebt – ja für Alltägliches und Unerklärliches wie Kopfschmerzen und Gelenksbeschwerden muss das Klima immer noch herhalten. Rheuma kommt noch heute vom feuchtkalten Wetter, gerade weil die Wissenschaft im Dunkeln tappt. Luftdruck, Kälte und Winde bleiben gefügige Diener unseres Bedürfnisses nach Erklärung.

Die Macht der Sterne

Am Ausgang des Mittelalters wurden klimatologische Erklärungen mit dem Aufkommen der Astronomie auf die Sterne ausgedehnt. Gewiss, der Wunsch, aus dem Lauf der Sterne den Willen der Götter abzulesen, das eigene Schicksal zu errahnen, hat den Menschen seit je-

17 Heinrich Kramer (Institoris): Der Hexenhammer. *Malleus Maleficarum*. Kommentierte Neuübersetzung. Deutscher Taschenbuchverlag, München, 2004, S. 455.

18 Karl-Heinz Leven: Von Ratten und Menschen – Pest, Geschichte und das Problem der retrospektive Diagnose. In: Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Hrsg. Mischa Meier, Klett-Cotta, Stuttgart 2005, S. 11–34.

19 Giovanni Boccaccio: Der Decamerone. Manesse Bibliothek der Weltliteratur, Zürich 1957, Erster Band.

20 Zitiert nach: Wolfgang Winkler: Die Biologie der zehn Gebote. Piper, München 1971, S. 208.

her begleitet: Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung hatten die Chaldäer in Babel, die Ägypter und Griechen, und in der neuen Welt die Azteken und Mayas die Gestirne und ihre Stellung verfolgt und sie als Zeichen des Schicksals, als Vorboten von Glück und Leiden, als Verkünder von Gesundheit und Seuchen gedeutet. Selbst die römischen Kaiser hielten sich Hofastrologen. Im frühen Christentum lehnten die Kirchenväter den Glauben an die Macht der Sterne dann aber unvermittelt ab, obwohl die Bibel Christi Geburt durch den Stern von Bethlehem verkünden ließ. Ein unüberwindbarer Einfluss der Sterne war den ersten Christen ein Sakrileg, widersprach der göttlichen Schöpfung, dem Bild des Menschen als freiem Wesen, das nach den Gesetzen des Herrn oder in Sünde zu leben vermochte: Wie lässt sich aus freiem Willen gottgefällig leben, wenn die Stellung der Gestirne alles bestimmt? Auch der jüdische Gelehrte Moses Maimonides (1135–1204) verdammt die Astrologie als Aberglauben.

Renaissance und Humanismus brachten mit ihrer Rückbesinnung auf die Antike auch die Sterndeutung zu neuer Blüte. Die Stellung der Planeten galt als bald als Ursache von Krankheiten und Seuchen – das Leben der Menschen wurde erneut zum Spiegel der Gestirne. Auf Anfrage des französischen Königs beschäftigte sich selbst die ehrwürdige Medizinische Fakultät zu Paris mit den Ursachen der großen Pest und kam in ihrer Antwort vom 24. März 1345 zum Schluss, dass eine Konjunktion von Jupiter, Saturn und Mars atmosphärische Veränderungen ausgelöst habe, die zur verheerenden Epidemie geführt hätten²¹. In der Astrologie – und vorübergehend in verwissenschaftlichter Form in den Biorhythmen – hat sich dieses Denken zur Erklärung von Unbill und Glück erhalten. Es half nichts, dass zu Ende des 17. Jahrhunderts das Fach vom Lehrplan der Universitäten gestrichen wurde, die Sterndeutung erfreut sich bis heute ungebrochener Beliebtheit.

Die Entdeckung der Hygiene

Was uns heute selbstverständlich erscheint, Dreck, Schmutz und Ungeziefer, mussten sich als Bedrohung der Gesundheit ihre Rolle erst erkämpfen²². Baden, Waschen, Sauberkeit, fanden erst mit der Aufklärung zu

ihrem Recht. Nicht nur im Paris des achtzehnten Jahrhunderts, das uns Patrick Süskind im *Parfum*²³ nahebringt, vielmehr in allen Städten jener Zeit stank es in den engen Gassen nach Kot und Urin, in den Vorgärten und Straßen plagte herumliegender Pferdemist empfindliche Nasen, in den Treppenhäusern roch es nach faulem Holz, verschwitzten Kleidern und Rattendreck, in den ungelüfteten Stuben vermischten sich die Ausdünstungen der ungewaschenen Bewohner mit den Gerüchen abgestandenen Essens. In der Nachbarschaft der Gerbereien, wo Jean-Baptiste Grenouille seinen Weg begann, ätzten die Laugen Nasen und Schleimhäute, aus den Schlachthöfen drang der Geruch geronnenen Bluts und auf dem Fischmarkt, dem Geburtsort des Helden, wetteiferte der faulige Gestank der in der Sonne feilgebotenen Fische mit den moderigen Ausdünstungen der Leichenhäuser – und niemanden schien dies zu kümmern; in dem bestialischen Geruchsinferno setzte umgehend Gewöhnung ein. Kaum jemand, mit Ausnahme des olfaktorischen Genies, nahm noch etwas wahr, ebenso wie wir uns heute am vielbefahrenen Boulevard Saint Germain in ein Straßencafé setzen und, vom Straßelärm unberührt, entspannt miteinander plaudern.

Die Bäder des Altertums waren im Laufe des Mittelalters mit der Verdrängung des sündigen Körpers aus Angst vor der Sinnlichkeit des Badens versiegt. Die trockene Toilette, am französischen Hof mit parfümierten Tüchern, hatte über Jahrhunderte geherrscht. Reinigung beschränkte sich auf inneren Schmutz, Klistiere waren angesagt. Selbst der ungewaschenen Haut, der *crasse*, den krustigen Rückständen aus Schweiß und Dreck, die die Hülle des Körpers rundum bedeckten, den Läusen, Flöhen, Würmern und Wanzen wurde Gutes nachgesagt, da sie – so der Glaube der Zeit – schlechte Säfte aus dem Innern des Körpers saugten. Geruch und Schmutz wurden, da sie allen eigen waren, nicht als unangenehm oder bedrohlich empfunden – im Gegenteil, die Angst vor den Gefahren des Waschens für Haut und Körper stand der Hygiene lange im Wege.

Das Herausschälen des modernen Körpers aus den Krusten der Zeit geschah erst allmählich. Gewiss, die Renaissance hatte den Körper für die Kunst und Medizin wiederentdeckt (► Kapitel 2), doch brauchte es lange, bis dieser Wandel die Lebenswelt der Massen erfasste. Als man in der Aufklärung zu eigenem Denken fand, wurde die Sorge um sich selbst (*souci de soi*) und seinen Körper

21 Zitiert nach: Karl-Heinz Leven: Von Ratten und Menschen – Pest, Geschichte und das Problem der retrospektive Diagnose. In: Pest. Die Geschichte eines Menschheitstraumas, Hrsg. Mischa Meier, Klett-Cotta, Stuttgart 2005, S. 22.

22 Philipp Sarasin: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914. Suhrkamp, Frankfurt, 2001, S. 32.

23 Patrick Süskind: Das Parfum. Geschichte eines Mörders. Diogenes, Zürich, 1994, S. 5–7.

plötzlich ein Bedarf. Wer sein Denken in die Hand nahm, zu wissen wagte, wer Selbstbestimmung lebte, wollte auch die eigenen Organe beherrschen: Durch Sauberkeit, maßvollen Lebenswandel, später Bewegung und Sport begann man den eigenen Körper zu gestalten, um selbstverantwortlich zu Gesundheit und langem Leben zu gelangen. Immanuel Kant (1724–1804), der Meisterdenker der Aufklärung, selbst von zerbrechlichem Körperbau und fragiler Gesundheit, gab seinem Leben eine strenge Form, ließ sich im Sommer und Winter von seinem Diener Lampe um fünf Uhr morgens wecken, um danach in immer gleichem Rhythmus seinen Tag zu gestalten; darin eingebunden war neben dem Studium, Schreiben und Vorlesungen der nachmittägliche Spaziergang, nach dem die Königsberger ihre Uhr zu richten pflegten. Kant hielt darauf, dass diese Strenge der Lebensführung wesentlich zu seiner Langlebigkeit beigetragen habe.²⁴ Mit der Aufklärung begann die Wahrnehmung von Krankheit in einer säkularen Umdeutung christlichen Denkens zu kippen: Vom Schicksal zum Verschulden. Vorsorge schien auch körperlich machbar; nicht Beziehungen zur Transzendenz, das eigene Tun und Lassen trat für das Gesundsein in den Vordergrund.

Der Gedanke einer umfassenden Hygiene entstand bedeutsamerweise vor ihrer wissenschaftlichen Begründung wie sie die Bakteriologen des späten 19. Jahrhunderts von Louis Pasteur bis Robert Koch²⁵ erbrachten. Beteiligt an diesem kulturellen Wandel war auch die Architektur und Städteplanung, die Fußgängerstege, Abwasserkanäle, gepflasterte und breitere Straßen, Boulevards und schließlich eine Kanalisation und Wasserversorgung mit sich brachten. Mit der damit einsetzenden Umdeutung von Schmutz weg von seiner Natürlichkeit zur Bedrohung unserer Gesundheit, begann auch die Erforschung seines Inhalts: Die Verfeinerung des Mikroskops durch die Optik jener Zeit schuf den Zugang zu dieser versteckten Welt. Die aufwändige Suche nach Krankheitserregern im Mikrokosmos bedurfte dieser neuen Technik, doch ging die theoretische Erwartung der experimentellen Erfüllung geschichtlich voraus. Mit der Entdeckung säurefester Stäbchen, den Mykobakterien, war die Schwindsucht zu Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr Folge eines feuchten Klimas, seelischer Auszehrung oder eines Ungleichge-

wichts der Körpersäfte, sondern eine Infektion; ein Angriff von außen und nicht Ausdruck einer kranken Seele oder einer Vergiftung von innen. Bis Medikamente gegen Mykobakterien verfügbar wurden, brauchte es noch seine Zeit (► S. 79–80); doch die Möglichkeit war vorgezeichnet, die Welt des Zauberbergs begann in der Vergangenheit zu versinken, die schicksalhafte Erkrankung wurde schließlich heilbar, ja ist heute eine meist ambulant zu behandelnde Infektion. Die Körperpflege aber blieb und hat sich zu einem bedeutenden Teil unseres Alltags entwickelt.

Vom Dämonischen zur seelischen Hygiene

Eine weitere Umdeutung gesellte sich dazu: Das Geschlechtliche und der Umgang mit ihm kam zwar weiterhin als Bedrohung der Gesundheit in Betracht – aber nicht mehr als Sünde, nicht als Ausdruck des Dämonischen, der Verführung schlechthin; in der zunehmend rational denkenden bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wurde die Sexualität aufgrund einer neuen Sichtweise des Körpers und seines Energiehaushaltes organisch gedacht. Gefahr drohte weiterhin, doch nun als Verausgabung, als Entkräftung, die – wie man fürchtete – bis zur Rückenmarksaufweichung führen konnte. Maßhalten in der Sexualität war danach für den Bürger nicht eine religiös begründete Regel, sondern ein gesundheitliches Erfordernis für den Körper als Maschine, kurz: seelische Hygiene.

Damit kamen die Nerven zu ihrem Recht – Neuraasthenie als Diagnose war plötzlich Teil der Lebenswelt. Christian Buddenbrook²⁶ und seine Zeitgenossen hatten auf einer Seite ihres Körpers zu kurze Nerven, waren reizbar, litten unter Rückenmarkserweichung und nervöser Zerrüttung: Exzesse, vorab im sexuellen Bereich, sei es in der Ehe, in nicht standesgemäßen Verbindungen, der institutionalisierten Prostitution oder dann vor allem in der Masturbation, galten als entscheidend. Die damalige Deutung der Spermien als Produkt des Nervensystems und die damit gedachte direkte Verbindung der Geschlechtsorgane mit dem Hirn beherrschten die Vorstellungen körperlicher Funktionen in jener Zeit.

Nietzsches Schicksal war wie das vieler seiner Zeitgenossen eng mit der Sicht der Sexualität des *fin de siècle* verbunden. Am 3. Januar 1889 brach der Verkünder des Übermenschen auf der *Piazza Carlo Alberto* in Turin aus Mitleid über einen geschlagenen Droschkengaul zusammen und versank in geistiger Umnachtung; schon

24 Reinhold Bernhard Jachmann und Ehregott Andreas Christoph Wasianski: Immanuel Kant – Sein Leben in Darstellungen seiner Schüler, Königsberg, 1804.

25 Robert Koch: Gesammelte Werke, J. Schwalbe, G. Gaffky, E. Pfuhl Hrg., 1912.

26 Thomas Mann: Buddenbrooks. S. Fischer Verlag, Berlin, 1922.

die kurz vorher entstandenen Texte und ihre befremdlichen Überschriften wie »Warum ich so weise bin.«, »Warum ich so klug bin« und »Warum ich ein Schicksal bin« – Schriften, welche von Peter Gast in »Ecce Homo«²⁷ zusammengefasst wurden – kündigen vom unaufhaltsam sich abzeichnenden Wahnsinn des großen Denkers. Die genauen Ursachen seines Leidens kennen wir nicht; ob Nietzsche wie der Tonsetzer Adrian Leverkühn in Thomas Manns Doktor Faustus, sich – wie die Legende es will – bewusst auf einen Pakt mit dem Teufel einließ und sich wie dieser 1865 im Alter von 22 Jahren als Student in Leipzig von einem diabolisch redenden Dienstboten in eine Lusthölle führen ließ, können wir aus den Überlieferungen nur vermuten – immerhin: *se non e vero e ben trovato*. Adrian Leverkühn jedenfalls widerstand in jener französischen Gaststätte zunächst der Verführung, setzte sich im rot beleuchteten Salon ans Klavier, schlug zwei, drei Akkorde an und entrann fürs Erste der bräunlichen Schönheit im spanischen Jäckchen mit großem Mund, Stupsnase und Mandelaugen, die ihm mit dem Arm die Wange gestreichelt hatte.²⁸ Nach einem Jahr kehrte der künftige Tonsetzer auf der Suche nach Esmeralda an den Ort der Verführung zurück, ja verfolgte die Begehrte, deren Berührung er wie ein Brandmahl in sich trug, in ihr neues Haus in Preßburg, ungarisch *Pozsony*. Die Unglückliche warnte den Verlangenden vor ihrem Körper, doch Leverkühn suchte das gottversuchende Wagnis, die dämonische Empfängnis.²⁹ Der Pakt mit dem Teufel war im Geiste seiner Epoche eine bewusst gesuchte Infektion, der Wunsch nach der durch das luetische Gift entfesselten Veränderung seiner Natur zum Künstler, die den Befallenen an die Grenze von Genie und Wahnsinn führen sollte. Fünf Wochen nachdem er der Versuchung erlegen war, bemerkte Leverkühn eine ulzeröse Veränderung an seinem Glied, in der Sprache der Medizin ein Schanker, schmerzlos zwar, doch Grund genug zum Handeln – und eine ähnliche Episode ist auch von Nietzsche verbürgt. Adrian Leverkühns Arzt jedenfalls, Dr. Erasmi mit Namen, verstarb unverhofft bereits nach der zweiten Behandlung – es musste sich wohl um eine Quecksilberkur gehandelt haben, denn Penicillin stand nicht zur Verfügung. Auch der zweite Dermatologe, Dr.

Zimbalist, kam Leverkühn auf kafkaeske Weise durch Verhaftung abhanden; der Versuch einer wirksamen Behandlung entfiel und wäre wohl in jener Zeit auch nicht vielversprechend verlaufen. Die Krankheit, so müssen wir annehmen, nahm ihren Lauf; zunächst in den Lymphknoten der Lenden und schließlich in Nerven und Hirn. Adrian Leverkühns Schaffen veränderte in der Folge die Tonkunst seiner Zeit und gipfelte in seiner symphonischen Kantate »Doktor Fausti Wehklag«, nach deren Vollendung er seine Freunde bei sich versammelte und wie der Philosoph mit dem Hammer auf dem Gipfel seines Könnens zusammenbrach.

Die progressive Paralyse war als letztes Stadium der französischen Krankheit bekannt; die Vorstellungen von ihrer Ursache und Wirkung nährten sich aber weiterhin aus Mythen und Sagen, bis der Zoologe Fritz Schaudinn (1871–1906) in Zusammenarbeit mit dem Hautarzt Erich Hofmann 1905 am Berliner Klinikum Charité unter dem Mikroskop spiralige Mikroben, die *Spirochaeta pallida*, als Ursache von Schanker, *Tabes dorsalis* und der progressiven Paralyse ausmachten. Nietzsches Zusammenbruch und seine Jahre des stumpfen Dahindämmerns bis zu seinem Tod im Jahre 1900 waren in der neuen Sichtweise weder Folge einer seelischen Verausgabung aufgrund erotischer Ausschweifungen, noch eine Bankrotterklärung seiner Philosophie und schon gar nicht die verdiente Strafe einer überirdischen Macht für den Verkünder von Gottes Tod, sondern – so dürfen wir aufgrund der Zeugnisse der behandelnden Ärzte annehmen – die letzte Stufe einer bei geschlechtlichen Abenteuern erworbenen Infektion – eine Profanisierung auch hier.

Krankheit als Biographie

Die lebensgeschichtliche Deutung unserer Leiden wurde und wird bevorzugt auf Krankheiten angewendet, deren Entstehung sich unserem Wissen entzieht. Im 19. Jahrhundert – noch vor ihrer Banalisierung als Infektionskrankheit durch Robert Koch – war die Tuberkulose eine Metapher für das Selbst:³⁰ Die Schwindsucht war nicht einfach ein Leiden, vielmehr Ausdruck einer feinfühligsten Seele, die an der Grobheit der Zeit zerbricht; ja, zu Chopins Zeiten galt es geradezu als *chic*, blass und ausgezehrt zu wirken. Gegen Ende des Jahrhunderts erweiterte sich die Vorstellung: Die Psyche begann Krankheitswert zu erlangen, nicht nur unmittel-

27 Friedrich Nietzsche: Götzendämmerung – Der Antichrist – Ecce Homo – Gedichte. Alfred Kröner Verlag Stuttgart, 1964, S. 293–412.

28 Thomas Mann: Doktor Faustus. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 2001, S. 189–196.

29 Ebenda, S. 207–214.

30 Susan Sontag: Krankheit als Metapher und Aids und seine Metaphern. Essays. Carl Hanser Verlag München 2003.

bar, sondern auch als verdrängtes Begehren: Mit der Traumdeutung, trat das Unbewusste in die Welt³¹. Unser Selbstbild nahm eine weitere kopernikanische Wende; die Bedrängung des selbstgestaltenden Ichs der Aufklärung durch Es und Über-Ich ließ neue Krankheiten entstehen und verstehen. Zunächst ließ sich die Hysterie, ein zeittypisches Frauenleiden der vorletzten Jahrhundertwende, welches mit Lähmungen, Sehstörungen und Stupor einherging, im Spannungsfeld von Trieb, Ich und Über-Ich deuten. Dann schuf diese Wende eine neue Krankheitsgruppe, die Neurosen, welche Ängste, Zwänge und vorab geschlechtlich Abnormes nicht länger als Besessenheit, sondern als kindliche Entwicklungsstörungen der Seele und ihres Umgangs mit den Trieben deuteten – die Lebensgeschichte wurde zur Grundlage seelischen Leids.

Damit war es nur ein kleiner Schritt zur psychologischen Deutung organischer Leiden: Hoher Blutdruck war Ausdruck unterdrückter feindseliger Gefühle, Geschwüre von Magen und Dünndarm Folge verschluckter Konflikte des Gemüts, Herzinfarkt eine Krankheit gehetzter Manager und Krebs Ausdruck inneren Unglücks: Krankheit als Biographie. Die Gedanken Freuds fanden in einer zunehmend rational denkenden Gesellschaft fruchtbaren Boden – nicht nur, ja nicht einmal zuvorderst in der Medizin; Schriftsteller, Dichter und Denker, selbst Malerei und Kunst nahmen seine Bilder in ihr Schaffen auf, machten sie zum unverzichtbaren Teil der neuen Lebenswelt. Dieser Ansatz gehört noch heute für die Kinder der Aufklärung zu den überzeugendsten Erklärungen ihrer Leiden.

Dennoch schritt auch hier unser Wissen weiter: Geschwüre des Verdauungstraktes haben sich vom Ausdruck seelischer Konflikte zu einer Infektionskrankheit gemausert; statt Psychoanalyse sind Antibiotika angezeigt, Chemie gegen das Bakterium *Helicobacter pylori* also, das sich in vollendeter Anpassung in der unwirtlichen Magenschleimhaut gütlich tut. Hoher Blutdruck lässt sich wirksam mit Medikamenten und entgegen der Erwartung vieler kaum mit Entspannung oder therapeutischen Sitzungen senken, der Herzinfarkt hat sich längst vom Leiden gestresster Führungskräfte zur Volksseuche entwickelt, ja betrifft vornehmlich die niederen Schichten und nicht belastete Verantwortungsträger. Auch bei Krebsleiden ließ sich trotz erheblicher Bemühungen kein Zusammenhang mit traumatischen Erleb-

nissen oder seelischen Belastungen finden. Und trotzdem bleiben – gerade wenn wir wirklich krank sind – eingängige Erklärungen aus der eigenen Lebenswelt wirksame Gedankenmedizin, als ob eine seelische Ursache alles entschärfte, die Krankheit den Gesetzen des Organischen enthöbe und die Möglichkeit zur Selbstheilung in befreiender Rückkehr zu kindlichen Allmachtsphantasien ergäbe.

Die Verbreitung dieses Denkens verdeutlicht den Bedarf: Wenn man sich naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zum Trotz mit einer lebensgeschichtlichen Deutung über die Biologie erhebt, gewinnt man die durch die Krankheit verlorene Selbstbestimmung scheinbar zurück. Wenn die eigene Lebensplanung dem Leiden zugrunde liegt, lässt sich alles durch den eigenen Willen wieder zum Guten lenken: Die Heilung liegt in den eigenen Händen. Vielleicht lässt die biographische Deutung unserer Leiden weniger bedrohlich erscheinen als unsichtbare Mikroorganismen oder wuchernde Zellen. Die Wissenschaft liefert wenig Erklärungen aus dem Seelenleben, ja viele ihrer Erkenntnisse erscheinen uns zunächst widersinnig oder widersprechen gängigen Vorstellungen, dem *common sense* – lebensgeschichtliche Deutungen unserer Leiden sind dagegen Gedankenmedizin der eignen Art.

Trivialisierung des Wissens

Unser Bild von Gesundheit und Krankheit hat sich anhaltend gewandelt und erweitert. Zeitgleich hat das Wissen ihrer Voraussetzungen und Ursachen beeindruckend zugenommen. Die Erklärungskraft und Wirksamkeit naturwissenschaftlicher Deutungen haben es der Heilkunst erlaubt, den in ihrem Namen enthaltenen Anspruch einzulösen. Man würde daher erwarten, dass auch ihre kulturelle Bedeutung im selben Masse zugenommen hätte – doch das ist zumindest auf den ersten Blick nicht der Fall.

Weshalb dieser kulturelle Bedeutungsverlust der Wissenschaften und der Medizin im Besonderen? Zunächst ist es Banales. Wie Hermann Lübbe feststellte, nimmt »mit der Verwissenschaftlichung unserer Kultur und mit den Erfolgen der Wissenschaft, die sich darin niederschlagen, ... zugleich die Kulturbedeutsamkeit wissenschaftlicher Weltbilder ab.«³² Die Medizin ist gewissermaßen trivial geworden – wie alle revolutionären Umwälzungen nach Newton, Darwin, Einstein und

31 Sigmund Freud: Die Traumdeutung. Gesammelte Werke II, S. Fischer, Frankfurt, 1946.

32 Hermann Lübbe: Der Lebenssinn der Industriegesellschaft. Springer Verlag 1990, S. 45.